

Vertrauen in *der* Wissenschaft. Eine kommunikationssoziologische Analyse.¹

Hannes Krämer

Sehr geehrte Damen und Herren,

haben Sie vielen Dank für die Einladung und die Möglichkeit Ihnen einen Einblick in meine Überlegungen zum Zusammenhang von Vertrauen und wissenschaftlicher Kommunikation zu geben. Mein Beitrag fragt nach Formen und Bedeutung von Vertrauen im intraprofessionellen Kontext eines Feldes, welches uns allen sehr bekannt ist – nämlich das der Wissenschaft, genauer der Sozialwissenschaft. Hintergrund meiner Überlegung ist die Beobachtung, dass der modernen Wissenschaft in gegenwärtigen Gesellschaften eine zentrale Stellung zugesprochen wird. Nicht zuletzt in der Selbst und Fremdbeschreibung als Wissensgesellschaft offenbart sich das professionelle Handlungsfeld Wissenschaft bei der Begründung, Formierung und Stabilisierung von Wissensbeständen als wichtiger Bezugspunkt. Theoretiker der Moderne haben diese Auswirkungen des wissenschaftlichen Fortschritts mehrfach nachgezeichnet. Anthony Giddens (1996) etwa hebt in seiner Analyse der Moderne die Schaffung „symbolischer Zeichen“ und die „Installierung von Expertensystemen“ (34) hervor. Entscheidend daran ist die generalisierende Leistung dieser Systeme. So nutzt man wissenschaftlich-technische Errungenschaften, von denen man umgeben ist ohne diese in ihrer konkreten Konstitution zu hinterfragen. Man steigt ohne die Kenntnis der mechanischen Prozesse in ein Flugzeug, begibt sich ohne das Wissen um die biologischen Zusammenhänge in die Hände eines Arztes oder argumentiert mit Statistiken, ohne die Methoden der multivariaten Regressionsanalyse zu kennen. Kurzum: Man *vertraut* darauf. Ein solches Vertrauen in abstrakte Systeme oder Zusammenhänge kann in diesem Sinne als eine Grundbedingung täglichen Handelns in der modernen Gesellschaft begriffen werden.² Bekanntermaßen hat Niklas Luhmann dafür den Begriff des „Systemvertrauens“ reserviert (2000: 64).³ Diese „Zuversicht“, so das semantische Äquivalent bei Luhmann, in das ‚Funktionieren‘ eines abstrakt-komplexen Zusammenhangs wie eine Institution oder ein

¹ Vortrag gehalten auf der Tagung „Bildung von Vertrauen und Vertrauen in Bildung“ in Magdeburg am 26./27. November 2010.

² Vgl. Simmel 1922, Giddens 1996, Luhmann 2000 [1968], Endreß 2002.

³ „[Es] ist gar kein Zweifel, daß die moderne Sozialordnung differenzierter Gesellschaften viel zu komplex ist, als daß mit solch einer Orientierung an Personen allein das lebensnotwendige soziale Vertrauen geschaffen werden könnte; ist doch allzu offensichtlich, daß die Sozialordnung nicht mit den wenigen Personen, die man kennen und denen man vertrauen kann, steht und fällt“ (Luhmann 2000: 59f).

Funktionssystem lässt sich auch für das Vertrauen *in die* Wissenschaft von Seiten der Öffentlichkeit attestieren.⁴ Laut aktuellen Studien gilt die Institution Wissenschaft immer noch als stark vertrauenswürdig (Scientific American 2010).

Aber nicht nur bei solch starken asymmetrischen Informationsverhältnissen wie zwischen Wissenschaftlern und Laien ist Vertrauen von Nöten, sondern auch *innerhalb der* Wissenschaft lässt sich Vertrauen als eine notwendige Bedingung wissenschaftlicher Tätigkeit ausmachen. Denn auch wissenschaftliche Erkenntnisse stehen „auf tausend Voraussetzungen, die der Einzelne überhaupt nicht bis zu ihrem Grunde verfolgen und verifizieren kann, sondern die er auf Treu und Glauben hinnehmen muß. In viel weiterem Umfange als man sich klar zu machen pflegt, ruht unsre moderne Existenz – von der Wirtschaft, die immer mehr Kreditwirtschaft wird, *bis zum Wissenschaftsbetrieb, in dem die Mehrheit der Forscher unzählige, ihnen gar nicht nachprüfbare Resultate anderer verwenden muß* – auf dem Glauben an die Ehrlichkeit des andern“ (Simmel 1922: 260; eig. Hervorh., H.K.). So kann im arbeitsteiligen, ausdifferenzierten Wissenschaftsbetrieb nicht jede Quelle bis zum Letzten geprüft, nicht jeder Test reproduziert und nicht jede Datenerhebung noch einmal durchgeführt werden. Man muss in die Richtigkeit und Wahrhaftigkeit der Aussagen und in die wissenschaftliche Güte (im Sinne der Beachtung wissenschaftlicher Qualitätsstandards) vertrauen.

Einem solchen Vertrauen *in der* Wissenschaft soll sich im Folgenden kommunikationssoziologisch genähert werden. Da das moderne Wissenschaftssystem durchaus als eine Kommunikationsgemeinschaft verstanden werden kann, also als eine Gemeinschaft, die notwendig (und erklärtermaßen) auf die Kommunikation und Interaktion ihrer Teilnehmer angewiesen ist, gilt es m.E. Vertrauen auf eine interaktive und kommunikationstheoretische Analyseebene zu beziehen. Meine Ausgangsfrage lautet dabei: Wie wird Vertrauen in wissenschaftlichen Publikationen *kommunikativ* prozessiert? Dieser Fragestellung liegt die Annahme zugrunde, dass Vertrauen erstens als soziales Zuschreibungsphänomen zu verstehen ist und zweitens als solches notwendig auf einen Handlungsvollzug verweist, der demzufolge auch auf Signale oder Anzeichen von Vertrauenswürdigkeit angewiesen ist. Die Frage konkretisiert sich also dahingehend, dass

⁴ Ich rede hier vor allem von der akademischen Wissenschaft, wohlwissend dass gerade die Spätmoderne einen großen Teil nichtakademischer Wissenschaft hervorgebracht hat. Sowohl staatliche oder politische als auch privatwirtschaftliche Forschungseinrichtungen tragen einen großen Bestandteil zur Forschung bei. Hierbei gilt es aber m.E. zu unterscheiden, zwischen Forschungseinrichtungen, die auf der einen Seite rein wirtschaftliche resp. politische sind oder auf der anderen Seite Organisationen, die etwa akademischem Personal eine weitere (oft zusätzliche) institutionelle Anbindung geben: Sozialwissenschaftliche Beispiele für den ersten Fall wären so genannte ThinkTanks; für den zweiten Fall ließe sich an die Forschungsinstitute politisch nahestehender Stiftungen denken, wie etwa das WSI, oder etwas freier das ISF in München.

gefragt wird: Was sind die konkreten kommunikativen Mechanismen, also die Signale oder Anzeichen, durch die eine Präsentation wissenschaftlicher Daten als vertrauenswürdig qualifiziert wird?

Vertrauenstheoretisch schließe ich damit an die Analysen von Harold Garfinkel (1963), Johann G. Juchem (1988), Alfred Schütz (etwa 2003) und ebenso den weiterführenden Überlegungen von Martin Endress an.⁵ Aufgrund der knappen Zeit, kann hier nicht auf die theoretischen Positionen der Autoren im Einzelnen eingegangen werden, zumal das den meisten Teilnehmenden ohnehin bekannt ist. Eher möchte ich kurz die hier verwendete Arbeitsdefinition von Vertrauen näher bestimmen:

Ich begreife Vertrauen in der Wissenschaft vor allem als implizite, stets mitlaufende Ressource, auf welche sich die Akteure in Kommunikationssituationen gegenseitig beziehen. Ein wissenschaftlicher Artikel, ein Vortrag auf einer Tagung, die Publikation eines Buches – all diese Äußerungsformen orientieren sich an wechselseitigen Erwartungen und Unterstellungen. Ich unterstelle, dass die Autorin, deren Text ich lese, deren Vortrag ich folge, diesen Vortrag als wissenschaftlichen Vortrag hält und nicht über ihre Ferienerlebnisse berichtet. Sie macht, so könnte man mit Garfinkel sagen, das soziale Geschehen „wissenschaftlicher Vortrag“ als Vortrag „accountable“, d.h. zurechenbar. Genau in der Erwartung einer gemeinsamen, kommunikativ erarbeiteten Situationsdefinition begründet sich das, was ich unter Vertrauen verstehe. In den Worten Garfinkels, bezogen auf das Beispiel des Tick-Tack-Toe-Spiels heißt das: „To say that a person ‚trusts‘ another means that the person seeks to act in such a fashion as to produce through his action [...] actual events that accord with normative events depicted in the *basic rules of play*“ (1963: 193). Das bedeutet, und hier ist der Bezug zu Schütz’ Überlegungen der Hintergrunderwartungen in der Alltagswelt unübersehbar, dass sich der Handelnde auf der Grundlage der Wahrnehmung der Interaktionssituation an einem Deutungshorizont orientiert, in meinem Fall dem Deutungshorizont ‚Wissenschaft‘, und vom Gegenüber eine der Situation angemessene analoge Deutung erwartet sowie von dem anderen erwartet, dass dieser es von ihm erwartet – diese gegenseitige Erwartungsstruktur gilt für beide Parteien. Es sind also die Basisregeln von ‚Wissenschaft als Kommunikationsereignis‘, denen es zu folgen gilt, um einen Text als wissenschaftlichen Text vertrauenswürdig zu erschaffen und zu erkennen.⁶ Das heißt, dass

⁵ Zu einer Diskussion dieser Positionen vgl. Krämer 2009: 32ff.

⁶ Martin Endreß’ Differenz zwischen konstitutiven Erwartungen und Hintergrunderwartungen soll hier vernachlässigt werden. Er unterscheidet in Anlehnung an Zucker (1986: 57ff.) zwischen den Schütz’schen Hintergrunderwartungen, welche er als konstitutiv für „fungierendes Vertrauen“ (Endreß 2008: 12) kennzeichnet und den Garfinkelschen „constitutive expectancies“, welche er auf das explizite Vertrauen bezieht (12, FN 23; s. ebenso Endreß 2002: 68). Meines Erachtens unterschätzt das die Auseinandersetzungen Garfinkels. Die

kommunikativ so gehandelt werden muss, dass dem Rezipienten hinreichende Hinweise gegeben werden, dass es sich bei dem Text um einen wissenschaftlich-vertrauenswürdigen Text handelt und dass diese Hinweise ebenso vom Rezipienten erkannt und zugerechnet werden. In dieser Konzeptualisierung ist Vertrauen als eine Interaktionsressource zu begreifen, das heißt als etwas, was das Handeln stillschweigend begleitet und weitgehend unthematisch bleibt (vgl. Endreß 2002: 68).

Einschränkend ist hier darauf hinzuweisen, dass Vertrauen in der Wissenschaft, in der wissenschaftlichen Lektüre ja durchaus auch reflexive Momente hat. Ich setze mich mit einem Artikel reflexiv auseinander, hinterfrage ihn und finde Gründe für die Zuschreibung des Attributes vertrauenswürdig/ nicht-vertrauenswürdig. Aber das bedeutet nicht, dass die Wirkmächtigkeit des Vertrauens als fungierende Handlungsressource im Falle der Wissenschaft keine oder gar untergeordnete Rolle spielt. Im Gegenteil: Im Fall des konkreten Vertrauenschenkens gilt dieses Geschenk doch nur auf Widerruf. Das bedeutet, dass mir der Text die ganze Zeit der Beschäftigung damit nachweisen muss, dass es sich um einen wissenschaftlichen Text handelt. Und das tut er sehr wohl auf impliziter Ebene. Denn beide an der Situation beteiligten Akteure, der Autor wie auch der Leser, halten an dem gleichen, der Situationsinterpretation zugehörigen, Situationsdefinition fest. Und gerade in der Normalität des kommunikativen Vollzugs liegt die Leistung des fungierenden Vertrauens – in seiner Selbstverständlichkeit, welche so lange gilt, bis sie erschüttert wird. Diese unreflektierte Unterstellung, dass alles schon nach ‚Plan laufe‘ orientiert sich an einem aufrecht zu erhaltenden Deutungshorizont, der immer wieder kommunikativ aktualisiert werden muss. Für einen wissenschaftlichen Text ist dies dann die Unterstellung, dass nach wissenschaftlichen Prinzipien gearbeitet wurde. Das Bewähren als das kommunikativ gestützte Aufrechterhalten des Deutungshorizontes inklusive seiner Implikationen ist es nun, was sich in Signalen auf textlicher Ebene symbolisiert finden und somit erfahren lässt.

Was das konkret bedeutet, soll anhand der Analyse empirischen Materials nachgezeichnet werden. Die Grundlage bilden dabei zwei Jahrgänge (2002 und 2004) dreier soziologischer Fachzeitschriften (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Zeitschrift für

konsitutiven Erwartungen sind spezifischer im Zuschnitt (vgl. Zucker 1986: 58), daher aber noch lange nicht weniger implizit als es die Hintergrunderwartungen sind. Zumal ein zu enger Fokus auf die Hintergrunderwartungen eben die jeweiligen spezifischen Vertrauenskonstellationen vernachlässigt. Für eine ähnliche Deutung vgl. Juchem 1988: 112: „Garfinkel macht [...] plausibel, daß das Verhältnis der Gesellschaftsmitglieder zu den Bedingungen des Handelns in der Alltagswirklichkeit auf einem allgemeinen Vertrauen beruht, das als Basisvertrauen in Hinsicht auf das konkrete Handeln seine Regularitäten in den Basisregeln hat.“ Endreß (2010) unterscheidet später noch mal ganz interessant zwischen den drei Ebenen, fungierendes, habitualisiertes und reflexives Vertrauen (102). Hiernach müsste überprüft werden, ob das habitualisierte Vertrauen gekennzeichnet durch seine pragmatische Wirksamkeit eher den konstitutiven Erwartungen entspricht.

Soziologie, *Sociologica Internationalis*; wobei letztere vor allem als eine Art Kontrollgruppe fungierte), die auf spezifisch-wissenschaftliche kommunikative Praktiken hin analysiert werden, welche m.E. der Inszenierung wissenschaftlicher Vertrauenswürdigkeit dienen.⁷ Nach der oben beschriebenen Definition bedeutet Vertrauen hier eine wechselseitige Orientierung an den wissenschaftlichen Basisregeln, also an denjenigen Regeln, die den Beteiligten ein Schema bieten für die Identifikation und Interpretation des Textes als wissenschaftlicher Text (vgl. Garfinkel 1963: 190).⁸ Dies geschieht m.E. in erster Linie über eine Orientierung an technischen Normen, also an dem Nachweis die im Forschungsfeld adäquaten Methoden zu verwenden, sich in einem gegenstandsbezogenen Diskurs zu bewegen, die spezifische Sprache zu sprechen, die besondere Form von logischem Aufbau, Schließen und Vergleichen anzuwenden, eine gewisse Distanz zu seinen Ergebnissen und den Ergebnissen anderer zu haben etc. Diese Aspekte können m.E. als Basisregeln wissenschaftlichen Handelns begriffen werden. Und genau das berührt den kommunikativen Vollzug der wissenschaftlichen Erkenntnisproduktion. Aus kommunikationssoziologischer Perspektive bedeutet das dann, „that to be scientific is to exercise a definite form over the language in use, to write in a particular way which shows the audience that the writer is ‘doing science’. The writer must persuade the audience, that the results of the research are not literature, are not a product of style of presentation” (Gusfield 1976: 17).⁹

Was heißt das? Kommen wir zu den Ergebnissen meiner empirischen Analyse. Als kommunikative Gattung verfügen Zeitschriftenaufsätze über eine bestimmte Form, die dem Leser wie auch Schreiber die Zurechnung zum wissenschaftlichen Feld eingedenk dessen Vertrauenswürdigkeit ermöglichen. Dazu gehört, so banal das klingen mag, dass ein soziologischer Fachzeitschriftenaufsatz über einen Titel verfügt, dass ein Abstract dem Aufsatz voran- oder nachgestellt wird, dass die Texte einen Autor haben, der klar identifizierbar und über eine Korrespondenzadresse als ‚ansprechbar‘ fokussiert wird, Teilüberschriften den Text gliedern, Fußnoten Anwendung finden, ein Literaturverzeichnis nachgestellt wird, Zitationen im Text zu finden sind, dass der Artikel innerhalb eines periodischen Publikationsorgans – nämlich einer Zeitschrift – veröffentlicht wird etc. All

⁷ Der Bezug zur neueren sozialtheoretischen Entwicklung ist hier nur angedeutet, aber durchaus absichtlich gesetzt. Ich meine, dass sich eine Kommunikationssoziologie durchaus auch als eine Praxistheorie der Kommunikation verstehen ließe. Zur Praxistheorie vgl. Schatzki/ Knorr-Cetina/ Von Savigny 2001, Reckwitz 2003, zur Kritik Bongaerts 2007.

⁸ Wie man an den Ergebnissen der Laborstudien sehen konnte, sind auch ausschließlich moralische Regeln für die Bestimmung des Systems der Wissenschaft, speziell für den konkreten Vollzug nicht ausreichend. Es müssen darüber hinaus Regeln wissenschaftlichen Praxis gelten.

⁹ Simmel spricht hier von „gewissen Äußerlichkeiten“ (Simmel 1922 [1908]: 264).

diese Erscheinungsmerkmale verweisen in ihrer „Äußerlichkeit“, wie Simmel sagt, darauf einen wissenschaftlichen Aufsatz vor sich zu haben.

Allen Aufsätzen ist es gemein, dass sie über einen bestimmten Stil verfügen, der vor allem für die Naturwissenschaften häufig als „windowpane style“ beschrieben wird. Das bedeutet einen sprachlichen Stil, der versucht, frei von den individuellen Setzungen der Autorinnen, frei von literarisch-affektiven Überzeugungsleistungen des Textes sowie frei von sozialen Bedingungen der Erkenntnisproduktion ist. So dass die Lesenden ungehindert, eben wie durch eine Fensterschreibe, auf den freiliegenden, klar zu identifizierenden Gegenstand blicken können. Dies mag für sozialwissenschaftliche Texte nicht in ein Reinform gelten, zumal hier eine hohe Sensibilität für die soziale Einflüsse ausgebildet ist, ist aber auch dort aufzufinden. Schließlich verfügen auch sozialwissenschaftliche Zeitschriftenaufsätze über den so genannten Nominalstil, also das was immer als Fachsprache oder auch als Beamtendeutsch gebrandmarkt wird, kaum elliptische Satzkonstruktionen, besondere Kompositabildungen, Deagentivierungen (die Verschleierung des Autors, manche Autoren sprechen vom „Ich-Verbot“), das so genannte Hedging (also die Einschränkung des Geltungsanspruches des Gesagten), die gehäufte Verwendung von Termini usw. Damit wird eine Distanz zwischen Leser und Gegenstand eröffnet, welche eben das Kriterium einer nachvollziehbaren und möglichst objektiven Beschreibung wahren soll. Dieser distanzierte sprachliche Stil zielt auf die Vermittlung größerer Objektivität und Sachautorität (Budin 1993: 109) und lässt sich als solches allgemein als Indiz für Wissenschaftlichkeit benennen.

Ein weiteres Merkmal mit dem ein Zeitschriftenaufsatz erst einmal als ein wissenschaftlicher Text qualifiziert wird, ist die Verwendung von Fußnoten. Dass Fußnoten in wissenschaftlichen Texten zu verschiedenen Zwecken verwendet werden, hat die Fachsprachenlinguistik deutlich gemacht (etwa Brand 1998). Hier sollen vor allem zwei Fußnotentypen beispielhaft herausgegriffen werden, die für Vertrauenswürdigkeit eine gewisse Bedeutung haben. Da ist zum einen die Elaborierungsfußnote, die die Autorin verwendet, um auf Sachverhalte zu verweisen, die vielleicht als Neben- oder Zusatzgedanken gelten können. Etwa:

Bsp.: „Sehe ich recht, ist Habermas' Theoriemodell innerhalb der Soziologie inzwischen fast in Vergessenheit geraten. Angeschlossen wird letztlich nur auf der einen Seite seines Konzepts, auf der Seite der Rekonstruktion normativer Begründungsmöglichkeiten für gute und bessere Gründe“ usw.

Neben einem reinen Darstellungseffekt suggeriert ein solcher Fußnotentyp ‚Expertenschaft‘, quasi eine selbstverständliche Kenntnis auch weitergehender Aspekte, die für die Hauptargumentation möglicherweise gar sekundär sind. Hier weist sich der Autor als

profunder Kenner des Themengebietes, auch über das unmittelbare Anliegen, den Primärinhalt seiner Argumentation, aus. Dies unterstreicht auch die Verwendung eines zweiten Fußnotentyps, nämlich der Danksagungsfußnote. Hier wird zu Beginn des Artikels Personen gedankt, welchen für das textliche Ergebnis eine maßgebliche Funktion zukommt. Hierzu ein Beispiel:

„Die Diskussion mit Paul Hoyningen-Huene über den Reduktionsbegriff in der Wissenschaftsphilosophie waren für mich sehr hilfreich. Ich möchte ihm, Bernd Schofer und Hansjörg Siegenthaler für ihre ausführlichen Kommentare danken, ebenso Werner Obrecht, mit dem ich schon vor vielen Jahren über ähnliche Probleme gesprochen habe. Eine erste Fassung des Aufsatzes wurde von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern eines Kolloquiums zur Emergenzproblematik gelesen. Ich danke den Teilnehmenden, insbesondere Jens Greve und Annette Schnabel, für ihre Anmerkungen.“

Die Autorin stellt hier ihre jahrelange Beschäftigung mit dem Thema des Aufsatzes heraus. Hier wird Expertenschaft u.a. über die Dauer ins Boot geholt, als lange Auseinandersetzung mit der Materie. Ebenso können die angeführten Personen als für die inhaltliche Diskussion zentrale Diskurspositionen gelten. Hier *versichert* die Autorin den Lesenden, dass renommierte Protagonisten des Themengebiets ihre Positionen diskutiert, angeregt und zur Kenntnis genommen haben. Es ist eine Art explizite Vergegenwärtigung der Genealogie des Textes, eine Explikation der für Vertrauen so immanenten Interaktionsgeschichte.

In den Fußnoten findet sich ebenso der Hinweis, in dem die anonymen Gutachter des Peer-Reviews dankend erwähnt werden. Neben dem Nachweis höflichen Benehmens durch die Autoren wird damit der Text auch in einen Veröffentlichungszusammenhang gebracht, der ihn mit hohem wissenschaftlichem Kapital ausstattet. Denn Peer Review bedeutet ja, dass schon vor der Überprüfung durch die Öffentlichkeit sichergestellt wird, dass der Text den wissenschaftlichen Standards in vollem Maße genügt. So kann man, folgt man etwa einem anonymen Gutachter der ZfS im Editorial der Zeitschrift, „durchaus darauf vertrauen, dass Manuskripte, die in Top-Journals publiziert werden, frei von groben methodischen Schnitzern und sträflichen Auslassungen relevanter Literatur sind“ (ZfS 2004: 2). Diesem expliziten Verweis ist die viel häufigere implizite Erwartung zur Seite zu stellen, dass diese Texte, da sie ja in einer bekannten Zeitschrift erscheinen, auch in einem wissenschaftlich-vertrauenswürdigem Umfeld anzusiedeln sind.¹⁰

Neben den formalen und sprachlichen Merkmalen lassen sich auch argumentative Muster erkennen, die in den wissenschaftlichen Zeitschriften verwendet werden. Ein Beispiel: Die

¹⁰ In eine ähnliche Richtung argumentieren auch die Vertrauensetheoretiker, die stärker Reputationseffekte in den Vordergrund rücken. Bei Veröffentlichungen von unbekanntem Autoren mag dann die Reputation des Blattes auf die Vertrauenswürdigkeit des Textes quasi abfärben, bei bekannteren potenzieren sich wohlmöglich hier unterschiedliche Effekte.

Etablierung des eigenen Beitrages zu Beginn des Artikels geschieht in einem Dreischritt: Hervorhebung der Relevanz des Themas (Signifikanz), Identifikation der Leerstelle oder des Problems (Expertenschaft), Heraushebung der eigenen Lösung (Originalität).¹¹

Bsp.: „Vilfredo Pareto (1848-1923) gehört zu den Klassikern der Nationalökonomie. An der marginalistischen Revolution beteiligt und neben Léon Walras Mitbegründer der Lausanner Schule, die die Mathematisierung der Ökonomie entscheidend vorantrieb, ist er mit dem eminent wichtigen Begriff der Pareto-Optimalität in den ökonomischen Theorien der rationalen Wahl prominent verewigt. [...] Die Geburt der Soziologie aus dem Geiste der Überwindung des begrenzten ökonomischen Denkens war einflussreicher für die Geschichte der Soziologie als gemeinhin wahrgenommen wird. [...] Die hier durchgeführte Rekonstruktion der Handlungstheorie Paretos führt neben Übereinstimmungen mit bisherigen Interpreten seines Werkes auch zu grundlegendem Dissens in Hinsicht auf manche ihrer Auffassungen. [...] Die hier erfolgende Rekonstruktion dieses wirkungsgeschichtlich wahrscheinlich unterschätzten Ansatzes erbringt neben einer genaueren wissenschaftsgeschichtlichen Einordnung Paretos verschiedene weitere Erkenntnisse: Sie beschreibt eine bisher nicht thematisierte Wirkung positivistischer Erkenntnistheorie auf die Soziologie und präzisiert die handlungstheoretischen Grundlagen der verstehenden und erklärenden Soziologie unter Rückgriff auf die moderne analytische Handlungstheorie“.

Diese Einleitung zum Thema lässt sich mit Goffman (1986) als ein „zeremonielles Verhaltenselement“ beschreiben, als ein „Benehmen“ (86), mit dem man dem Gegenüber ausdrückt, dass „man ein Mensch mit bestimmten erwünschten oder unerwünschten Eigenschaften“ (ebd.), in unserem Fall die Fähigkeit Wissenschaftlich zu arbeiten, ist.

Lassen Sie mich abschließend noch zwei Aspekte herausheben, die Bezug nehmen auf Praktiken wissenschaftlichen Arbeitens im Vorfeld des Aufsatzes: Zentral wird immer wieder auf die Beherrschung der methodischen Regeln des Faches hingewiesen. Dies lässt sich für empirische Beiträge meines Datenkorpus deutlicher aufzeigen als für die theoretischen. Interessanterweise ist das aber selbst bei den empirischen Hinweisen oft lückenhaft. Es gibt hierzu eine ganz interessante Studie von Werner Meinefeld (1985), die allerdings schon etwas älter ist. Dieser hatte in den 1980er Jahren Zeitschriftenaufsätze untersucht und herausgestellt, dass in fast allen Fällen wesentliche Angaben zu Methoden fehlen.¹² Dies gilt m.E. immer noch, so dass der Nachweis methodischer Integrität sich an anderen Stellen symbolisiert, wie etwa in der Plausibilität der Analyse oder der Präsentation der Daten.¹³ Für theoretische Beiträge etwa zeigt sich das in der adäquaten Verwendung logischer Schlussfolgerungen oder

¹¹ Hier ist auf eine Differenz zwischen theoretischen und empirischen Texten hinzuweisen. Während erstere diese Leerstellen innerhalb des Werkes oder dessen Aufarbeitung suchen, verorten letztere die Leerstelle hinsichtlich der Aktualität des Ansatzes.

¹² Die von ihm als fehlend bemängelten Informationen bezogen sich auf: Informationen über das Datenerhebungsverfahren, über das Datenerhebungsinstrument, die Vernachlässigung des Erhebungskontextes, die Generalisierbarkeit der Ergebnisse, die Problematisierung der eigenen Vorgehensweise, die Behandlung statistischer Analyseinstrumentarien als neutrale Techniken und schließlich auf das Fehlen eines Resümees.

¹³ Beispielsweise wurde der Fritz Thyssen Preis an einen Aufsatz verliehen, bei dem offensichtlich Informationen nicht explizit vorhanden waren, sich aber aus der erschlossen:

in der Beherrschung literaturexegetischer Methodik. Beispielsweise indem die Relevanz der verwendeten Literatur verdeutlicht wird:

„Der gegenwärtig prononcierteste Vertreter dieser Variante eliminativer Theorien ist Randall Collins (u.a. Collins 1981, 2000)“.

also über die Wahl des typischen Vertreters eine Art Repräsentativität des Einzelfalles konstatiert wird; oder indem die Literaturhinweise weitergehend bewertet und beschrieben werden und damit eine intensive Lektüre und Kenntnis der Literatur nachgewiesen wird:

„vgl. die *umfassende* Darstellung von Stephan 1999“ (eig. Hervorh.).

und schließlich drittens, indem auf Gegenmeinungen hingewiesen wird:

„Insbesondere die Vertreter einer reduktionistischen Perspektive neigen dazu, emergenztheoretische mit dualistischen Positionen zu verwechseln. Beliebtes Angriffsziel ist Emile Durkheim, dessen berühmte Formulierung, dass die Gesellschaft eine ‚spezifische Realität darstellt, die einen eigenen Charakter hat‘ (Durkheim 1901: 187), als Beweis für seine dualistische Verirrung interpretiert wird (vgl. etwa Esser 1996: 404, Bohnen 2000: 28ff.).“

Gerade der Hinweis auf Gegenmeinungen schließt an etwas an, was Merton mit seinem „Ethos der Wissenschaft“ (1985) als „organisierten Skeptizismus“ (ebd.: 99) beschrieben hat. Damit meint er die unvoreingenommen Prüfung von wissenschaftlichen Sachverhalten oder Gegenständen anhand „logischer und empirischer Maßstäbe“ (ebd.). Das bedeutet, dass andere Positionen dargestellt werden müssen, auch wenn sie eben gerade nicht der eigenen Meinung entsprechen. So gehört der Ausweis von Gegenmeinungen in der Scientific Community zum guten Ton. Im vorliegenden Fall dient das Anführen von Gegenmeinungen vor allem dem Nachweis der Begrenztheit der anderen Position. Das lässt sich für den Großteil der von mir analysierten Zeitschriftenaufsätze benennen, wobei die Einbindung von Gegenpositionen wieder unterschiedliche Formen annehmen kann: vom Zitat über die Verwendung eines bestimmten Vokabulars bis hin zur expliziten Thematisierung. Aber dieser Nachweis der Beachtung von Gegenmeinungen kann dabei insofern als Indiz für Vertrauenswürdigkeit gelten, als der Autor eine intensive Auseinandersetzung mit dem Thema nachweisen kann – auf der Ebene der Literaturexegese etwa Vollständigkeit und Einschlägigkeit nachweist. Darüber hinaus wird der Text damit auch in eine wissenschaftliche Diskussion eingebunden. Er tritt quasi in einen „persuasiven Dialog“ (Kretzenbacher 1998: 337) mit anderen Gegentexten, welche argumentativ eingebunden werden müssen.

Dies soll hier als Beispiel erst einmal genügen, auch wenn sich die Liste durchaus fortführen lassen würde. Zusammenfassend lässt sich herausstellen, dass sich kommunikative Hinweise

identifizieren lassen, welche die Vertrauenswürdigkeit eines Textes anzeigen und zwar in zweierlei Hinsicht: Auf einer allgemeinen Ebene lassen sich die hier herausgestellten Hinweise – einige mehr, andere weniger – als Anzeichen dafür lesen, dass es sich beim vorliegenden Text, um einen wissenschaftlichen Text in einem ganz allgemeinen Sinne handelt. Darüber hinaus lassen sich diese Anzeichen auf einer spezifischeren Ebene auch dahingehend interpretieren, dass sie auf weitere Regeln des wissenschaftlichen Feldes verweisen – wie etwa die Installierung von Sachautorität, der Nachweis methodischer Reflexion, die Verwendung eines „objektiven Sprachstils“ etc., welche für den kommunikativen Vollzug von Wissenschaft unerlässlich sind, so dass empirisch hier beide Ebenen, also das Allgemeine und das Spezifische zusammenfallen.

Ich hoffe es ist deutlich geworden, dass in Zeitschriftenaufsätzen typische rhetorische und kommunikative Strategien zum Tragen kommen, denen eine zentrale Rolle bei der Vermittlung vertrauenswürdiger Wissenschaftlichkeit zukommt. Und Vertrauen lässt sich dabei als eine Grundbedingung des professionellen Handlungsfelds Wissenschaft identifizieren und zwar nicht nur als Ressource (Vertrauen in *die* Wissenschaft), sondern auch Ergebnis professioneller Interaktion (Vertrauen in *der* Wissenschaft).

Vielen Dank

LITERATUR

- Bongaerts, Gregor (2007): Soziale Praxis und Verhalten - Überlegungen zum Practice Turn in Social Theory. In: Zeitschrift für Soziologie (4): S. 246-260.
- Brand, Kaspar (1998): Fußnoten und Anmerkungen als charakteristisches Element wissenschaftlicher Darstellungsformen, untersucht am Beispiel der Sprachwissenschaft. In: Danneberg, Lutz/ Niederhauser, Jörg (Hg.): Darstellungsformen der Wissenschaften im Kontrast. Aspekte der Methodik, Theorie und Empirie. (Forum für Fachsprachenforschung 39). Tübingen: Narr; S. 213-240.
- Budin, Gerhard: Wie (un)verständlich ist das Soziologendeutsch? Begriffliche und textuelle Strukturen in den Sozialwissenschaften. (Werkstattreihe Deutsch als Fremdsprache Bd. 42)Frankfurt/M. u.a.: Peter Lang
- Endreß, Martin (2002): Vertrauen. (Einsichten. Themen der Soziologie.) Bielefeld: transcript
- Endreß, Martin (2008): Fungierendes Vertrauen – Eine prä-reflexive wie meta-reflexive Ressource. Vortragsmanuskript, gehalten in Berlin, Juni 2008
- Endreß, Martin (2010): Soziologische Perspektiven. In: Mahrig, Matthias (Hg.): Vertrauen – zwischen sozialem Kitt und der Senkung von Transaktionskosten. Karlsruhe: KIT, S.91-113
- Garfinkel, Harold (1963): A Conception of, and Experiments with, ‘Trust’ as a Condition of Stable Concerted Actions. In: Harvey, O.J. (Hg.): Motivation and Social Interaction. New York: Ronald Press, S. 187-238.

- Giddens, Anthony (1996): Konsequenzen der Moderne. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Goffman, Erving (1986 [1967]): Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Gusfield, Joseph (1976): The Literary Rhetoric of Science: Comedy and Pathos in Drinkig Driver Research. In: American Sociological Review 41: S. 16-34
- Juchem, Johann G. (1988): Kommunikation und Vertrauen. Ein Beitrag zum Problem der Reflexivität in der Ethnomethodologie. (Aachener Studien zur Semiotik und Kommunikationsforschung; 20) Aachen: Alano
- Krämer, Hannes (2009): Vertrauen in der Wissenschaft. Zur kommunikativen Konstruktion von Vertrauen in wissenschaftlichen Publikationen. (Reihe: Essener Studien zur Kommunikationsforschung und Semiotik. Band 26), Aachen: Shaker
- Kretzenbacher, Heinz L. (1998): Fachsprache als Wissenschaftssprache. In: Hoffmann, Lothar/ Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): Fachsprachen. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologie. (1 Halbband). (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft Bd. 14.1). Berlin/ New York: de Gruyter, S. 133-142
- Luhmann, Niklas (2000 [1968]): Vertrauen. Ein Mechanismus zur Reduktion von Komplexität. Stuttgart: Lucius & Lucius
- Meinefeld, Werner (1985): Die Rezeption empirischer Forschungsergebnisse – eine Frage von Treu und Glaube? In: Zeitschrift für Soziologie 14: S. 297-234
- Merton, Robert K. (1985 [1942]): Die normative Struktur der Wissenschaft. In: ders.: Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S.86-99
- Reckwitz, Andreas (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken: Eine sozialtheoretische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie Jg. 32 (4): S. 282-301.
- Schatzki, Theodore R./ Knorr-Cetina, Karin/ Von Savigny, Eike (Hg.) (2001): The Practice Turn in Contemporary Theory. London, New York: Routledge.
- Schütz, Alfred (2003 [1945]): Über die mannigfaltigen Wirklichkeiten. In: Endreß, Martin; Srubar, Ilja (Hg.): Theorie der Lebenswelt 1. Die pragmatische Schichtung der Lebenswelt. (Band V.1 Alfred Schütz Werkausgabe). Konstanz: UVK, S. 181-239.
- Scientific American (2010): In Science We Trust: Poll Results on How You Feel about Science. Online: <http://www.scientificamerican.com/article.cfm?id=in-science-we-trust-poll> [Datum des letzten Zugriffs: 16.11.2010]
- Simmel, Georg (1922 [1908]): Soziologie. Untersuchung über die Formen der Vergesellschaftung. Berlin: Duncker und Humblot
- ZfS (2004): Editorial. In: Zeitschrift für Soziologie 33, S. 2-4
- Zucker, Lynne G. (1986): Production of Trust: Institutional Sources of Economic Structure, 1840-1920. In: Research of Organizational Behavior 8, S. 53-111